

Gunter Hofmann

Links und frei**Willy Brandt zum 100. Geburtstag**

Zugleich sehr fern und doch nah wirkt Willy Brandt auf eine merkwürdige Weise, als könne sich der Zeitgeist nicht richtig entscheiden, wie er es mit ihm halten soll. Seinen Ikonen-Status im nationalen Gedächtnis hat er sicher, keineswegs nur in dem seiner Partei – weit unumstrittener als beispielsweise der mächtige 16-Jahres-Kanzler Helmut Kohl bei den Christdemokraten – aber gleichwohl erscheint ungewiss, wie weit seine Erbschaft namens »Entspannungspolitik« sich mit den heutigen politischen Herausforderungen und, generell, mit dem herrschenden Begriff von Politik überhaupt verträgt.

Geradezu Kultstatus genießt von der legendären sozialdemokratischen »Troika«, die seit Ende der 60er Jahre bis Anfang der 80er den politischen Kurs der Republik inspirierte und prägte, unübersehbar der Jüngste, Helmut Schmidt, der im Dezember seinen 95. Geburtstag begeht. Der Älteste, Herbert Wehner, 1990 gestorben, wirkt fast vergessen – unverdient, wie Peter Brandt jüngst in seinem schönen Buch über den Vater (*Mit anderen Augen*) in Erinnerung rief, wohl wissend, dass dieser den Königsmörder auch für den Königsmörder hielt und nicht einmal zu Wehners Beerdigung zu gehen vermochte.

Selten dürfte sich das Bild eines der Großen der Republik wohl derart häufig gewandelt haben wie das Willy Brandts, scheinbar nach Großwetterlage. Lange genug – seit 1948 wieder zurück aus dem Exil – erlebte er die Metamorphosen des Landes mit. Andererseits wird beim Zurückblicken klar: Man hat nicht nur einen einzigen Willy Brandt vor Augen, er oszilliert in vielfachen Gestalten. Warum war ich mal links, mal rechts, dann wieder links, fragte er sich selbst. Schwer fiel es ihm, »ich« zu sagen

und noch schwerer, zu schreiben, als wolle er sich auf keine allzu fixe Identität festklopfen lassen. Als er sich 1987 von der Spitze seiner Partei verabschiedete, nach 23 Jahren, sinnierte er fast fröhlich darüber, wie er osmotisch vieles aufgesaugt und verarbeitet habe und warum er oft selbst nicht mehr wusste, was authentisch von ihm oder was von anderen stamme. Gerade deshalb bot er sich als Projektionsfläche für so vieles an, auch für Widersprüchliches, für die Protestgeneration der 68er ebenso wie für orthodoxe Gewerkschaftler, für die Minderheitsdeutschen (zu denen er als Oppositioneller im Exil gegen Hitler in erster Linie gehörte) ebenso wie für die Mehrheitsdeutschen. Selbst Landwirtschaftsminister Josef Ertl, der zum nationalliberalen, rechten Flügel der FDP zählte, pries nach einer Unterredung seinen »Chef«, Brandt, und hielt ihn fortan für einen »Nationalen« wie sich selber. Sein Vater habe sich auch Ertl gegenüber »nicht verstellt«, erläuterte Peter Brandt, »er hat nur andere Aspekte seiner Persönlichkeit nach vorne gerückt«.

Wegen des Exils und weil er Deutschland während des Krieges »von draußen« erlebt habe, wurde er bekanntlich auf eine Weise diffamiert, die ihn lebenslang verletzte. Sogar bei vielen Parteifreunden brüteten Ressentiments. Nicht zu vergessen: Seine Ostpolitik zerriss geradezu die Republik. Als er den Friedensnobelpreis erhielt, sonnten sich plötzlich zwar auch die Kritiker in seinem Ruhm; aber in den Jahren, die folgten, gingen viele wieder auf Distanz, bis Helmut Kohl ihn zu hofieren begann und sich beim Staatsbegräbnis die Republik dann scheinbar einmütig in Respekt an seinem Sarg aufreichte.

1989, mit dem Fall der Mauer, ging eine Rechnung auf. Ja, Michail Gorbatschow

wäre wohl ohne die Politik Brandts und das Vertrauen, das er einwarb, nicht an die Spitze gelangt. Hängen geblieben ist aber vornehmlich, es sei die strikte Politik der »Nachrüstung« gewesen, die Brandts Nachfolger Helmut Schmidt initiierte, die schließlich Michail Gorbatschow habe erkennen lassen, im rüstungspolitischen und wirtschaftlichen Wettbewerb nicht mehr mithalten zu können.

Herzlich wenig entsprach er dem Ideal deutscher Leitartikler der 70er Jahre, die sich die Republik als streng von oben herab gesteuerte »Kanzlerdemokratie« ausmalten. Der diskursive Brandt, dem der autoritäre Gestus zuwider war, nahm dennoch das Zeitalter der Individualisierung vorweg. Öffentlich allerdings ist es heute der Überlebende aus der Troika, Helmut Schmidt, der gleichsam eine Art Volkspädagoge geworden ist, wie es Brandt nie war. Klug – und altersmilde – hat Schmidt sich freilich auch selber korrigiert, längst tritt er nicht mehr als harter Dezisionist auf, als Bismarcks Erbe, der sein politisches Amt als Pflicht begreift, sich hinein versenkt, aufopfert, dafür aber auch Gefolgschaft verlangt. Populär machte ihn, dass er als »normaler« Mehrheitsdeutscher auftrat, einer von 19 Millionen Soldaten, der in jungen Jahren bereits seiner Pflicht brav an der Front nachkam, dann aber rasch dazu lernte und eindeutig Konsequenzen zog aus dem Irrtum seines Lebens. Daraus schöpfte er – anders als Brandt, der schwieg – diesen Erziehungsauftrag.

Anerkannt wird seine Stimme oft auch von denjenigen, die nicht seiner Meinung sind – weil er klar und furchtlos argumentiert. Seine eigene Kanzler-Geschichte, wonach die konsequente Haltung in der Nachrüstung zur Zäsur von 1989 geführt habe, erzählt er selbst längst anders als noch vor Jahren – zur Abrüstung 1987 zwischen Moskau und Washington habe sie hingeleitet, mehr nicht, den Rest besorgte Gorbatschow, und eine »Politik der Stärke« habe er nie verfolgt (was richtig ist).

Erst vor dieser Folie des Referenz-Kanzlers Schmidt gewinnt die Frage ihre Bedeutung, warum dennoch in erster Linie Willy Brandt als eine Art Vorbild gilt, der hineinlockt in die politische Arena. Ende der 60er Jahre war es eindeutig Brandts Vita, die – auch für unser-eins als junge Journalisten – eine Schlüsselrolle spielte. Adenauers Welt ging endgültig zu Ende, etwas von einer nachholenden »Stunde Null« lag in der Luft.

Gewiss, das ist die Welt von gestern. Gerade Brandts Fähigkeit allerdings, »andere Aspekte seiner Persönlichkeit« jeweils nach vorne zu rücken, erscheint heute erneut als Stärke, nicht als Beliebigkeit oder gar Opportunismus. Seine Zerrissenheit, die multiplen Identitäten, das berühmte »Sowohl-als-auch«, seine Verteidigung der »vielen Wahrheiten«, der Satz, wir seien »nicht zu Helden geboren« oder jener, mit der Faust auf den Tisch zu hauen, das beeindruckte allenfalls den Tisch – aus solchen Mosaiksteinen setzt sich das Bildnis einer durchaus zeitgemäßen, modernen Politik zusammen, die in die Welt von heute durchaus passt. Seiner kurzen Kanzlerschaft haftete, näher betrachtet, etwas Vorläuferhaftes an. Viele der Probleme von heute, Grenzen des Wachstums, Erschöpfung natürlicher Ressourcen, Armut, die Bootsflüchtlinge im Mittelmeer, Überrüstung, ließen sich damals bereits erahnen, aber die Politik fuhr sich fest. Mehr noch: Gerade Brandts Politikbegriff selber erscheint auch im Rückblick aktuell. In der Verehrung für Brandt spiegelt sich wohl auch der Wunsch wider, von diesem politischen Geist etwas wiederzubeleben, sich also gegen die lähmende Entpolitisierung der letzten Jahre zu stemmen.

Wie Willy Brandt wohl die Entwicklung seiner Partei sehen würde? Zu einfach würde man es sich ganz gewiss machen, wollte man ihn als Schablone benutzen, die man nur anlegen müsse an die Politik

*Brandt lockt
hinein in
die politische
Arena*

im Jahr 2013, um sie rundzuerneuern und attraktiv zu machen, und um seiner Partei einen Schuss Selbstbewusstsein zurückzugeben. Ein paar prinzipielle Hinweise gibt sein Beispiel gleichwohl. Widersetzt hat Brandt sich vor allem mit Vehemenz der Zersplitterung seiner Sozialdemokratie, einigermaßen verzweifelt verfolgte er, wie sich im Widerstand gegen Kernenergie und »Nachrüstung« eine neue Partei zu formieren begann. Dass auch noch eine zweite Partei – die Linke – sich aus der eigenen Anhängerschaft ablösen würde, erlebte Brandt nicht mehr. Aber es kann keinen Zweifel geben – sein Trauma, das ihn seit Jugendzeiten verfolgte, nahm damit Gestalt an.

Viele berufen sich auf ihn, nicht immer zu Recht. Dass er am Ziel einer »ideellen Gesamtlinken«, jenseits der Mitte, festhalten und auch versuchen würde, die Fraktionierung zurückzudrehen, lässt sich schon aus seiner Lebensgeschichte heraus vermuten. Falsch ist es gewiss, wenn Oskar Lafontaine – dem Brandt mehr zutraute als allen, bis zum Bruch nach dem Mauerfall 1989 – sich auf Brandt beruft, um die Ablehnung aller Militäreinsätze *out of area* zu begründen. Viel Verständnis zeigte er in seinen letzten Lebensjahren für eine neue Rolle Deutschlands in der Welt, die auch neue Verantwortung – einschließlich solcher militärischer Art – einschloss. Nicht, weil er von einem »Rückruf« der Deutschen in die Geschichte geträumt hätte, im Gegenteil, wohl aber, weil er meinte, sein neues, anderes, schließlich gar wieder vereinigt Deutschland könne sich nicht aus allen Konflikten heraushalten. Ein starkes Deutschland, glaubte Brandt zudem, könne die Friktionen zwischen Nord und Süd, die Verwerfungen zwischen arm und reich,

die Spannungen zwischen den Religionen nicht einfach schweigend dulden. Ganz gewiss, das darf man mutmaßen, hätte er sich mit seinem Weltblick der Verprovinzialisierung der deutschen Politik widersetzt. Ob er freilich geglaubt hätte, die Entspannungspolitik biete eine Handlungsanleitung für die Konflikte von heute, von Afghanistan bis Mali, Somalia oder Syrien? Seine Welt der antagonistischen Systeme, Ost und West, erschien ja vergleichsweise übersichtlich und rational.

Man täuscht sich wohl nicht in der Annahme, Brandt hätte sich von der Berliner Politik generell, aber auch von seiner eigenen Partei einen strikteren europäischen Kurs gewünscht. Die »Fiskalunion« als europäische Utopie, hätte er das wirklich geschluckt? Wohl kaum. Gerade der alte Brandt knüpfte an einen Traum seiner Jugendjahre spürbar neu an, in dem sich ein europäisches Deutschland und ein selbstbewusstes, weithin auch eigenständiges Europa verknüpften. Hätte er noch die Kraft gehabt zu einem Buch, dann wäre dies wohl sein Thema geworden – die Strategie für ein kühner gedachtes, nicht nur ökonomisch begründetes Europa, zu dem der Osten selbstverständlich gehörte.

Gibt es eine Formel für sein Vermächtnis? Neugierig und ein wenig selbstironisch schaute der alte Brandt sich selbst über die Schulter, wie er wieder anknüpfte an sein Denken als junger Rebell in Lübeck. *Links und frei* nannte er daher mit einem Anflug von Ironie und noch mehr Ernsthaftigkeit programmatisch das Buch über seine Jugend und seine Lebensgeschichte, die mit jener seiner Partei verschmolz. Man muss es sich auf der Zunge zergehen lassen: Links und frei.



Gunter Hofmann

leitete das ZEIT-Büro in Bonn und Berlin und war Chefkorrespondent der Wochenzeitung. 2012 erschien *Willy Brandt und Helmut Schmidt: Geschichte einer schwierigen Freundschaft* bei C.H. Beck.

hofmann@zeit.de